

Cervantes.

(Schluß.)



Der Don Quixote ist dem Leser zu bekannt, um irgend einer Zergliederung zu bedürfen; nur wenige Bemerkungen über einige, dem Leser weniger bekannte Umstände, welche gewisse Seiten des Werkes in das gehörige Licht stellen. Das Ritterzeitalter, wie es in Romanen geschildert wird, konnte natürlich niemals ein wirkliches Dasein haben. Aber die Gefühle, die als jenem Zeitalter eigen, geschildert werden, haben sich in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten der Gesellschaft mehr oder weniger wirksam erwiesen. Besonders in Spanien ist dieser Einfluß schon seit einer sehr frühen Zeit zu erkennen. Man kann sagen, daß seine Bewohner in einer romantischen Luft gelebt haben, in welcher alle Ueberschwenglichkeiten des Ritterwesens durch ihre eigenthümliche Lage genährt wurden. Ihre feindlichen Verhältnisse mit den Muselmännern hielten die volle Glut religiöser und waterlandsliebender Gefühle lebendig. Ihre Geschichte ist ein endloser Kreuzzug. Der Feind stets auf ihrer Gränze, forderte beständig zur Entfaltung persönlicher abenteuerlicher Kühnheit heraus. Die Bildung und die Prachtliebe der spanischen Araber verleihen diesen Kämpfen einen Glanz, den die rohen Raufereien mit ihren christlichen Nachbarn nicht erlangen konnten. Erhabene Gefühle, verschönert durch die milde Verfeinerung der höflichen Sitten, waren in der kriegerischen Brust des Spaniers vereint, und Spanien wurde scheinbar das Land des romantischen Ritterthums. Sogar die Gesetze selbst, in diesem Geiste abgefaßt, trugen sehr dazu bei ihn zu nähren. Das alte Gesetzbuch Alfonso des Zehnten, im dreizehnten Jahrhundert, empfiehlt dem guten Ritter, nach manchen Vorschriften für sein Betragen, „den Namen seiner Geliebten im Gefechte anzurufen, daß er seiner Seele neuen Muth einflöße, und ihn vor dem Begehen unritterlicher Handlungen bewahre.“ Solche Gesetze waren kein todter Buchstabe. Die spanische Geschichte beweist, daß das Gefühl romantischer Tapferkeit das Volk tiefer durchdrang, und länger darin weilte, als in jedem anderen Land der Christenheit.

Fremde Zeitgeschichtschreiber sowohl, als einheimische des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts erwähnen das häufige Erscheinen spanischer Ritter an verschiedenen europäischen Höfen, an welche sie sich begeben hatten, nach den Worten eines alten

Schriftstellers, „um Ehre und Achtung durch ihre Waffenthaten zu erwerben.“ In den zur Zeit Heinrichs VI. geschriebenen Pastorbriefen, finden wir Erwähnung von einem kastilianischen Ritter, der sich bei Hofe vorstellte, und mit einem Andenken seiner Geliebten um den Arm die englischen Ritter herausforderte, „sich mit ihm in einen Kampf mit scharfen Speeren um die Dame seines Herzens einzulassen.“ Pular, ein spanischer Zeitgeschichtschreiber zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, spricht von diesem herumziehenden fahrenden Ritterwesen, als von einer bei jungen Herren seiner Zeit häufig vorkommenden Sache; und Oviedo, der etwas später lebte, erwähnt die Nothwendigkeit, in der sich jeder wahre Ritter befinde, verliebt zu sein, oder sich zu stellen, als sei er es, um seinen Thaten einen angemessenen Glanz und Reiz zu verleihen. Aber der sonderbarste Beweis von der verschrobener Höhe, bis zu welcher diese romantischen Gefühle in Spanien getrieben wurden, findet sich in der Erzählung von den der schönen alten, im Jahre 1784 von der Akademie herausgegebenen, Zeitgeschichte Alvaro de Luna's angehängten Turnieren. Der Hauptheld hieß Sueno de Quenones, der mit neun Waffengefährten einen Paß bei Orbiga, nicht weit vom Schrein von Compostella, gegen jeden Ankommenden, in Gegenwart König Johannis des Zweiten und seines Hofes, vertheidigte. Der Zweck dieses Waffenpasses, wie man ihn nannte, war, den Ritter von der ihm von seiner Geliebten auferlegten Verpflichtung zu erlösen, an jedem Donnerstage öffentlich ein eisernes Halsband um den Hals zu tragen. Die Turniere wurden dreißig Tage fortgesetzt, und die kühnen Ritter kämpften ohne Schild und Tartscha, und hatten Degen mit Spitzen von mailänder Stahl. Sechshundert sieben und zwanzig Treffen fanden statt und hundert sechs und sechzig Lanzen waren gebrochen, als man die Aufgabe für ehrlich gelöst erklärte. Die ganze Geschichte wird mit gehöriger Gewichtigkeit von einem Augenzeugen erzählt, und dem Leser kann es bedünken, die Abenteuer eines Lancelot oder eines Amadis zu hören.

Der Geschmack für diese romantischen Tollheiten nährte natürlich einen entsprechenden Geschmack am Lesen von Rittergeschichten. In der That wirkten sie gegenseitig auf einander.

In Spanien zumal wurden die Wunder des Romanes alle in vollkommen gutem Glauben angenommen. Nicht daß sie für wörtlich wahr gehalten wurden, aber der Leser gab sich der Täuschung hin un-

wurde durch die Erzählung von Thaten, die aus einem andern Gesichtspunkt als dem eines leichten Scherzes der Einbildungskraft betrachtet, im höchsten Grade lächerlich sein würden, zur Bewunderung hingerissen. Denn diese Erzählungen hatten nicht das Verdienst eines verführerischen Stils und eines wohlklingenden Versbaues, um sie zu heben. Sie waren größtentheils eine ungeordnete Masse von Ungereimtheiten, mit eben so wenig Haltung und Wahrscheinlichkeit in den Charakteren, als in den Ereignissen, während das Ganze in jener hochtrabenden Weise und mit jener Schrankenlosigkeit der Anspielung und Bilder vorgetragen war, die nicht ermangeln konnte, sowohl den Geschmack als die Sitten des jugendlichen Lesers zu verderben. Die Liebe des Riesenhaften und Wunderbaren machte den Leser den einfachen Schilderungen der Wahrheit in der wirklichen Geschichte abgeneigt. Die von einem verständigen Spanier des sechszehnten Jahrhunderts, dem ungenannten Verfasser des „Dialogo de las Lenguas“ ausgedrückten Gefühle stellen wahrscheinlich die vieler seiner Zeitgenossen dar. „Zehn der besten Jahre meines Lebens“, sagt er, „verbrachte ich mit nichts Besserem, als mit dem Verschlingen dieser Lügen; was selbst während meiner Mahlzeiten geschah, und die Folge dieser verderblichen Begierde war, daß, wenn ich irgend ein wahres Geschichtsbuch in die Hand nahm, oder eines, das dafür galt, es mir nicht möglich war, mich hindurchzuarbeiten.“

Der Einfluß dieses üppigen Geschmacks war für den Geschichtsschreiber selbst fast eben so verderblich wie für seine Leser; da er sich genöthigt sah, dem allgemeinen Appetit in allen seinen Erzählungen ein solches Gemisch von Wunderbarem aufzutischen, daß dieß nothwendig die Wahrhaftigkeit seiner Schriften beeinträchtigte. Jeder Held wurde zum Halbgott, der die Arbeiten des Herkules beschämte; und jeder Mönch oder alte Einsiedler ward in einen Heiligen verwandelt, der vor und nach seinem Tode mehr Wunder verrichtete, als nöthig gewesen wäre, ein ganzes Kloster heilig zu sprechen. Das fabelhafte Zeitalter Griechenlands ist kaum fabelhafter, als das Ende des Mittelalters in der spanischen Geschichte, die in dieser Rücksicht bei dem Vergleich mit ähnlichen Zeiträumen in den meisten europäischen Ländern sehr im Nachtheil steht. Die Verschmelzung der Wirklichkeit mit Erdichtung dauert bis zu einer sehr späten Zeit fort; und wenn Jemand sich durch das Zwielficht der Sage windet, weiß er nicht, ob die matten Gegenstände Menschen oder Schatten sind. Die glänzendsten Namen in den kastilianischen Jahrbüchern, Namen, die von den rühmwürdigen Thaten des Landes unzertrennlich, und eben so in den Werken der Zeitgeschichtsschreiber, wie in den Gesängen der Volksdichter fortleben, Namen, die den erbe-

bensten vaterländischen Erinnerungen beigelegt sind, erweisen sich jetzt als eine bloße Erfindungskraft. Es scheint nicht mehr Grund vorhanden zu sein, an die wirkliche Existenz Bernaldo del Curpios' zu glauben, von dem so viel gesagt und gesungen worden, als an die der irrenden Ritter Karls des Großen oder der Ritter der Tafelrunde. Selbst der Sid, der Volksheld Spaniens, wird von einigen geschickten Kritikern behauptet, sei ein eingebildetes Wesen; und es ist sicher, daß das glänzende Gebäude seiner Kriegsthaten, die jedem Spanier wie Wirthschaftsgegenstände bekannt sind, bei der rauhen Berührung der neueren Beurtheilung in Trümmer zusammengestürzt ist. — Wahr ist es, daß diese Helden vor der Einführung der Ritterromane blühten; aber die Sagen von ihrer Tapferkeit haben sich in Folge des durch diese Romane hervorgerufenen Geschmacks, über alle Maßen vermehrt, und man hat ihnen zu gleicher Zeit so leicht Glauben geschenkt, wie man ihn in keinem andern gebildeten Volke jemals gewährt haben würde. Kurz, die Elemente der Wahrheit und der Lüge wurden so unter einander gemengt, daß die Geschichte in Roman verwandelt ward, und der Roman den nur der Geschichte gebührenden Glauben erbielt.

Diese nachtheiligen Folgen zogen sich den Tadel denkender Männer zu, und riefen endlich das Einschreiten der Regierung selbst hervor. Im Jahre 1543 verbot Karl der Fünfte durch eine Verordnung die Einfuhr von Ritterromanen in seine amerikanischen Pflanzstaaten, das Drucken und selbst das Lesen derselben dort. Die Gesetzgebung für Amerika ging von der Krone allein aus, welche die neue Welt stets als ihr ausschließliches Eigenthum betrachtet hatte. Im Jahre 1555 reichten indeß die Cortes des Königreichs eine Bittschrift ein (die, um sogleich zum Gesetz zu werden, nur der königlichen Unterschrift bedarf), worin sie die mannichfachen Uebel auseinandersetzen, die aus diesen Romanen entstehen. In der Sprache dieser Urkunde herrscht zugleich eine Einfachheit und Feierlichkeit, die für den Leser unterhaltend sein dürfte. „Außerdem sagen wir, wie es sehr bekannt ist, welcher Schaden jungen Männern und Jungfrauen und andern Personen aus dem Lesen von Büchern voller Lügen und Eitelkeiten, wie Amadis und Werken dieser Art, erwachsen ist, da besonders junge Leute, aus dem ihnen natürlichen Müßiggang, zu dieser Art von Leserei greifen, und wenn sie sich in Stellen verlieben, die von Liebe oder Waffen oder anderem Unsinn handeln, den sie darin vorgebracht finden, werden sie, wenn sich ähnliche Veranlassungen darbieten, verleitet, noch weit tollere Streiche zu machen, als sie sonst gemacht haben würden. Und sehr oft unterhält sich die Tochter, wenn die Mutter sie vorsichtig zu Hause eingeschlossen hat,

mit dem Lesen dieser Bücher, die ihr mehr schaden, als wenn sie ausgegangen wäre. Alles dieses erreicht nicht nur zur Schande Einzelner, sondern zum großen Schaden des Gewissens, indem dadurch die Neigungen von der heiligen, wahren und christlichen Lehre ab, und jenen verderbten Eitelkeiten zugewendet werden, von denen die Geister, wie wir schon angedeutet haben, ganz verblendet sind. Um diesem abzuweichen, ersuchen wir Ew. Majestät, daß es fortan nicht erlaubt sein möge, irgend ein von solchen Gegenständen handelndes Buch zu lesen, daß die schon gedruckten gesammelt und verbrannt werden, und daß ferner keins ohne besondere Erlaubniß erscheinen dürfe; durch welche Maßregel Ew. Majestät sowohl Gott, als diesen Königreichen einen großen Dienst erweisen werden u. s. w."

Trotz dieses kräftigen Ausdrucks der öffentlichen Mißbilligung, behaupteten diese verführerischen Werke doch ihre Volksbeliebtheit. Der Kaiser Karl fand, trotz seines eigenen Verbots, doch großes Vergnügen am Lesen derselben. Bei den königlichen Festen wurden die fabelhaften Ritterthaten häufig gefeiert; und Philipp der Zweite, ein damals noch junger Mensch, erschien bei diesen Festen in der Rolle eines abenteuerlichen fahrenden Ritters. Moratin zählt mehr als siebenzig dicke Romane auf, die alle im sechszehnten Jahrhundert entstanden, von denen einige mehrere Auflagen erlebten, und wobei ihm ohne Zweifel so manche Werke der Art entgangen sein mögen. Das letzte in seinem Verzeichnisse war 1602 gedruckt und von einem der Hofedelleute verfaßt. So war der Zustand der Dinge, als Cervantes die Welt mit dem ersten Theil seines Don Quixote beschenkte: und es war gegen Vorurtheile, die so lange der öffentlichen Meinung und dem Gesetze selbst getrost hatten, gegen die er jetzt die spitzen Pfeile seines Spottes richtete. Es war ein gefährliches Unternehmen.

Um seinen Zweck zu erreichen, machte er nicht bloß ein launiges Scherzgedicht, wie einige der italienischen Dichter, die, nachdem sie irgend einen bekannten Charakter aus einem Roman gewählt, ihn solche niedrige Gespräche halten und so gemeine Possen treiben lassen, die gegen seinen angenommenen Namen lächerlich abstechen. Denn dies war, wiewohl ein guter Spaß in seiner Art, doch nur ein Spaß; und Cervantes bedurfte der beißenden Schärfe des Spottgedichts. Er war außerdem zu sehr Dichter, war zu tief vom Geiste des Ritterwesens durchdrungen, um nicht die edlen Eigenschaften, die demselben zu Grunde lagen, zu achten. Er zeigt dies in dem auto da fé der Bibliothek des Don's, wo er den Amadis de Gaula und einige andere, die besten in ihrer Art verschont. Er selbst hatte einmal, wie er uns erzählt, wirklich eine ernsthafte Rittergeschichte angefangen.

Cervantes schuf daher eine Person, in welcher er

alle die Tugenden vereinigte, die zum Ritterwesen gehören — Uneigennützigkeit, Verachtung der Gefahr, fleckenlose Ehre, ritterliche Höflichkeit und jene Bestrebungen nach musterbildlicher Vortrefflichkeit, die, wenn sie auch in leeren Träumen bestehen doch die Träume eines edelmüthigen Geistes sind. Sie werden von Cervantes allerdings als zu überirdisch für diese Welt dargestellt, und so wie sie mit der groben Wirklichkeit des Lebens in Berührung kommen, nach einander zerstreut. Diese Ansicht von dem Gegenstande ist es, welche Sismondi, unter anderen Beurtheilern, zu dem Glauben veranlaßt hat, z. B. daß der Hauptzweck des Verfassers gewesen sei: „das Lächerliche der Schwärmerei — der Gegensatz des Heldenmüthigen gegen das Gemeine“, und er sieht etwas sehr Trauriges in den Schlüssen, zu denen es führt. Diese Art von Urtheil scheint übertrieben scharf zu sein.

Cervantes Hauptzweck war ohne Zweifel der, den er ausdrücklich selbst gesteht; nämlich den allgemeinen Geschmack an Ritterromanen zu verbessern. In einer so einfachen Erzählung ist es unnöthig, nach einem anderen zu suchen.

Der Geist des Helden Don Quixote ist eine ideale Welt, in welche Cervantes alle die reichen Schätze seiner eigenen Einbildungskraft, des Dichters goldene Träume, hochromantische Thaten und die süßen Bilder ländlicher Glückseligkeit ergossen hat; — die glänzenden Hirngespinnste des erträumten Ritterzeitalters, welche die Welt so lange entzückt hatten, — schimmernde Blendwerke, welche, gleich den Luftblasen, die das Kind aus seiner Pfeife entläßt, vor uns hinschweben, in tausend mannigfachen Farben die rohen Gegenstände ringsumher widerspiegeln bis sie, mit diesen in Berührung gebracht, zerstört werden und in Luft zerrinnen. Diese glänzenden Bilder erlangen eine zehnfache Schönheit durch die reiche alterthümliche Färbung der Sprache des Verfassers, die derselbe künstlich den alten Romanen nachgebildet hat, die aber bei der Uebersetzung in eine fremde Sprache nothwendig verloren gehen muß. Don Quixote's Tollheit zeigt sich darin, daß er das Ideale für das Wirkliche, das Wirkliche für das Ideale hält. Was er in Romanen gefunden hat glaubt er, bestehe wirklich in der Welt; und alles, was er in der Welt antrifft, verwandelt er in Erscheinungen seiner Romane. Es ist schwer zu sagen, welches von beiden die scherzhafteste Wirkung macht.

Um diese tollen Einbildungen besser hervortreten zu lassen, hat sie Cervantes nicht nur im wirklichen Leben in Thätigkeit gesetzt, sondern ihnen einen anderen Charakter gegenübergestellt, von dem man sagen kann, er bilde die Rückseite von dem seines Helden. Der ehrliche Sancho stellt das sinnliche Prinzip eben so vollkommen dar, wie sein Gebieter das gei-

stige oder übersinnliche. Er ist irdisch, von dieser Erde. Schlau, eigennützig, sinnlich beschäftigen seine Träume sich nicht mit Ruhm, sondern mit guter Kost. Seine einzige Sorge ist die für seinen Bauch. Seine Begriffe von Ehre scheinen fast die nämlichen, wie die seines lustigen Zeitgenossen, Falstaff, zu sein, wie er sie in seinem merkwürdigen Selbstgespräch darlegt. In dem großartigen Nachstück, welches mit den Walkmühlen endet — ein wahrhaft erhabenes bis wir zur Entwicklung kommen — fragt Sancho seinen Herrn: „Was braucht Ihr nach diesem Abenteuer zu gehen? Es ist ganz finster, und keine lebende Seele sieht uns; wir thun am besten, uns fortzuschleichen und der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Wer kümmert sich darum, wenn wir uns aus dem Staube machen?“ Kann man sich irgend etwas dem wahren Rittergeiste Entgegengesetzteres denken? Nirgends im ganzen Bereiche der Dichtung stellt sich die Macht des Gegensatzes so kräftig heraus, als in diesen beiden Charakteren, die einander nicht nur in ihren Sinnesarten und allgemeinen Gewohnheiten, sondern auch in den kleinsten Einzelheiten ihrer persönlichen Erscheinung so vollkommen entgegengesetzt sind.

Es war eine schwere Aufgabe für Cervantes Kunst, die Würde des Charakters seines Helden mitten unter den kleinlichen und lächerlichen Widerwärtigkeiten aufrecht zu erhalten, in welche er ihn beständig verwickelt hat. Die Kunst des Verfassers tritt nicht weniger in Bezug auf Sancho Panza heraus, der mit den verächtlichsten Eigenschaften, uns durch seine natürliche Gutmüthigkeit und seinen geriebenen Verstand einen lebhaften Antheil abzwängt. Er ist gleichsam die Persönlichkeit der Volksweisheit; „ein Bündel Sprichwörter“, wie sein Herr ihn irgendwo nennt; und „Sprichwörter“, sind die gedrungenste Form, in welcher die Weisheit eines Volkes sich gebildet hat. Sie sind in Spanien in mehreren einzelnen Werken gesammelt worden, wo sie an Menge die manches anderen, wo nicht jedes anderen Landes in Europa übersteigen. Da viele derselben von hohem Alter sind, so haben sie für den kastilianischen Sprachreiner einen unschätzbaren Werth, weil sie Beispiele von veralteten Redensarten und den verschiedenen Veränderungen der Sprache in reicher Anzahl darbieten.

Die untergeordneten Bilder in dem Romane sind, wenn auch nicht gleich sorgfältig gearbeitet, vortreffliche Studien des Volkscharakters. In dieser Hinsicht kann man sagen, daß der Don Quixote einen Zeitabschnitt in der Geschichte der Literatur bildet, als das Erste in dieser Art von Schriftstellung, die Charakter-Novelle, welche eine der ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten der neueren Literatur ist.

Spanien, welches das erste gute Muster dieser

Schreibart lieferte, scheint reichere Stoffe dazu besitzen zu haben, als irgend ein anderes Land ausgenommen England. Dies verdankt es vielleicht in einem hohen Grade der Freiheit und Eigenthümlichkeit des Volkscharakters. Es ist das Land, worin die niedrigeren Klassen sich in ihrer Unterhaltung am meisten dem nähern, was man launig nennt. Viele der Volkssprichwörter sind damit gewürzt; eben so wie die dem Lande ursprünglich entsprossenen Picaresco-Geschichten, in welchen indeß die Laune fast zu viel auf bloß wirkliche Späße ausläuft. Der freie Erguß der volksmäßigen Eigenthümlichkeiten kann zum Theil der Freisinnigkeit der politischen Verfassungen des Landes zugeschrieben werden, ehe die eiserne Hand des österreichischen Herrscherstammes sie berührte. Die langen Kriege mit den muselmännischen Eindringlingen rief jeden Bauer aufs Schlachtfeld und verschafften ihm eine Art von persönlichen Ansehen. In dieser freien Atmosphäre entwickelten sich die reichen und eigenthümlichen Züge des Volkscharakters. Der getheilte Landbesitz, der der Halbinsel eigen war, und sich ehemals in eine Anzahl unbedeutender und unabhängiger Staaten gestaltete, erhöhte die Mannigfaltigkeit von Volksbildern. Der raube Desterreicher, der stolze und träge Kastilianer, der betriebsame Aragonier, der unabhängige Katalonier, der eifersüchtige und schlaue Andalusier, der weichliche Valencier, und der prachtliebende Granader lieferten eine unendliche Verschiedenheit von Charakteren und Sitten für das Studium des Künstlers. Die Mischung mit asiatischen Stämmen, in einer in keinem andern europäischen Lande bekannten Ausdehnung, war den nämlichen Zwecken günstig. Die Juden und Mauren hatten sich in zu großer Anzahl und seit zu vielen Jahrhunderten im Lande niedergelassen, um nicht Spuren ihrer morgenländischen Sitten zurückgelassen zu haben. Das beste Blut des Landes ist aus, wie es der neuere Spanier, der Spanier des Keizergerichts nennt, unreinen Quellen entsprungen; und ein in der Halbinsel unter dem Namen Tizon de Espanna, oder „das Brandmal von Spanien“ bekanntes Buch, führt die Staumbäume der vornehmsten Häuser im Königreich auf einen jüdischen oder maurischen Ursprung zurück. Alle diese Umstände haben sich vereinigt, dem Charakter der Spanier ein hochpoetisches Interesse zu geben; sie wirklich zu dem malerischsten der europäischen Völker zu machen, das dem Romanschreiber reichere und weit mannigfaltigere Gegenstände zu liefern im Stande ist, als andere Völker, deren Eigenthümlichkeiten durch den Druck einer willkürlichen Regierung oder durch die künstlichen und gleichmachenden Gesetze der Mode niedergehalten worden sind.

Es giebt noch einen Gesichtspunkt, unter dem sich der Don Quixote darstellt, der seines belehrenden

Inhalts. Dieser ist nicht nur moralisch in seinem allgemeinen Zwecke, wiewohl dies eine seltene Tugend war, in dem Zeitalter, in welchem er geschrieben ist, sondern ist auch voller Ermahnung und Tadel, wozu oft bei dem Verfasser große Kühnheit und ächte Eigenthümlichkeit erforderlich waren. Dabin gehört z. B. das Verspotten der bei den Spaniern bekannten Hererei und anderer Vorurtheile; das Lächerlichmachen der Folter, die, wenn auch nicht bei den gewöhnlichen Gerichtshöfen, doch beim Kegergericht üblich war; die häufigen Bemerkungen über verschiedene Fächer und Erzeugnisse der Literatur. Die durch das ganze Werk hinlaufende literarische Kritik zeigt eine gründliche Kenntniß von den wahren Geschmacksgrundsätzen, weit vor seiner Zeit, die seine Urtheile über die Schriften seiner Landsleute noch jetzt zu einer hohen Gewährschaft macht. Allerdings war der Hauptzweck seines Werks ein belehrender, aber es war zugleich ein Spottgedicht gegen den falschen Geschmack seines Zeitalters. Und nie hat ein Spottgedicht einen so vollständigen Erfolg gehabt. Der letzte Ritterroman, vor dem Erscheinen des Don Quixote, kam im Jahre 1602 heraus. Er war der letzte, der jemals in Spanien erschienen ist. So vollständig war diese Art von Schriften, die allen ernstlichen Anstrengungen dagegen Trotz geboten hatte, jetzt durch den Hauch der Lächerlichkeit zu Grunde gerichtet. Es war fortan keinem neuen Verfasser möglich, sich einen Leserkreis zu verschaffen. Das Publikum hatte gesehen, wie der Donner gemacht wird. Der Zuschauer war hinter den Vorhang getreten, und hatte sich überzeugt, aus welchen wohlfeilen Stoffen Könige und Königinnen gemacht werden. Es war ihm, wenn er seine Einbildungskraft auch noch so sehr anstrenge, nicht möglich, das Flittergold und den bunten Plunder, den er daselbst gesehen hatte, in Kronen und Scepter zu verwandeln. Die Täuschung war auf immer entwichen.

Selten überlebt ein Spottgedicht die örtlichen oder zeitlichen Interessen, gegen die es gerichtet ist. Es verliert sein Dasein mit seiner Spitze. Das Spottgedicht des Cervantes macht eine Ausnahme. Die Gegenstände, auf die es abzielte, haben seitdem schon lange aufgehört anziehend zu sein. Der neuere Leser wird von dem Buche ganz einfach durch seine Vollendung als Kunstwerk angezogen; und da es ihm an Vorkenntnissen dazu fehlt, versteht er nur wenig von den Anspielungen, die dem Leser des Buches seiner Zeit einen so ungemainen Reiz verliehen. Doch ungeachtet dieser Nachtheile behauptet es nicht nur seine Beliebtheit, sondern ist viel weiter verbreitet, und genießt weit höheres Ansehen, als zu den Lebzeiten seines Verfassers. Das ist der Triumph des Genie's!

Gesellige Unterhaltungen der vornehmen pariser Welt.

Am deutlichsten spiegelt sich der Charakter der französischen Nation in der höheren Gesellschaft. Hier tritt die Grundbedingung ihres Seins: Freiheit und Abwechslung, recht anschaulich zu Tage. Im Volke selbst studire man dessen Leidenschaften; sein wahres allgemeines Bedürfniß spricht sich am deutlichsten in der „Société“ aus, in dem, was der Franzose „la bonne compagnie“ betitelt. Ihre Vereinigungen, Unterhaltungen und Vergnügungen sind öffentlich bis zum Altar ihrer Laren. Man macht Landpartien, besucht öffentliche Orte, frequentirt Theater, Concerte, Bälle, giebt selbst deren, wo halb Paris eingeladen wird, und eröffnet seine Soiréen, wo aller Welt der Zutritt gestattet ist; aber ein eigentliches Familienleben, wie es in Deutschland existirt, wie es in England zur höchsten Blüte gediehen, wie es in Rußland das eigentliche Leben der Gesellschaft begründet — das kennt der Franzose nicht. Die Bälle tragen den Charakter ihrer Namensverwandten aller übrigen europäischen Länder; man tanzt in einem Saale, spielt in einem andern, oder durchstreift alle, sieht eine Zeitlang zu und langweilt sich den Rest der Nacht. Die „Soiréen“ hingegen, der eigentlich häusliche Empfang der Fremden, haben ihre Eigenthümlichkeit und scharf ausgeprägte Charakteristik. Sie vertreten in Frankreich das Bereich des Familienlebens, behaupten unter allen geselligen Vereinen den ersten Rang, und liefern deshalb den Hauptstützpunkt für die Beobachtung. Dabei sind sie für den Fremden ungemein leicht zugänglich. Der Titel: „homme de lettres“, oder „artiste“ auf der Visitenkarte, reicht hin, dem Besitzer derselben die vornehmsten Circle von Paris zu öffnen. Der Empfang geschieht ohne alle Ceremonie; ein Bedienter meldet den Eintretenden; dieser richtet zwei Worte an die Dame des Hauses und verliert sich sodann im bunten Getümmel der Menge. Man drängt sich durch die Masse, wechselt mit diesem oder jenem Bekannten einige Redensarten, tritt für einen Augenblick an einen Tisch, auf dem die neuesten Erscheinungen der Literatur, Musik oder Kupferwerke etalirt sind; man trinkt ein Glas Zuckerwasser, Thee, oder nimmt ein Gefrornes ein, wechselt auch wohl auf ein Viertelstündchen den Platz mit einem Ecartéspieler, drängt sich dann nochmals durch die, oft von tausend und mehr Gästen gefüllten Räume, und entfernt sich — um dasselbe Manöver noch an drei oder vier verschiedenen Orten zu wiederholen. In dieser kurzen Skizze glaube ich den Charakter der ungebundensten Freiheit und Veränderungssucht hinlänglich

angedeutet zu haben. Man kommt, man geht, vergnügt sich, so gut man kann, jeder auf seine eigene Hand; an gesellige Unterhaltung ist natürlich nicht zu denken. Diese findet man in so höherem Maße auf den maskirten Privatbällen; hier wo sich Jedermann kennt, und doch das scheinbare Infognito der Maske respektirt, waltet neben der ungebundensten Freiheit die Herrschaft des Wizes und der Laune im höchsten Grade, und ihnen möchte ich vorzüglich den so beliebten französischen Ausdruck: „cercle spirituel“ vindiziren. Dort findet man die freie Eleganz mit der strengsten Sitte im harmonischsten Verein. Die Ungebundenheit bleibt stets in den Schranken des feinsten Tones, die sprudelndste Laune immer in den Gränzen der rücksichtsvollsten Zartheit. Auf einem der ersten Bälle dieser Art, die ich besuchte, bei Mad. Boffange, fand ich einen dramatischen Künstler, einen Berliner (Kirchner), der zu jener Zeit in unserem Vaterlande eine gewisse Berühmtheit durch die Darstellung der „falschen Catalani“ erlangt. Er erschien in der Maske der Gesangs-Heroine, und war wirklich eine Stunde lang der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Man mußte das Gefäch der jungen Damenwelt anhören, mit dem sie sich um die elegante Erscheinung drängte, jedes kleinste Stückchen ihrer Toilette die Revue passiren ließ und nach der minutiösesten Kritik, die einem gelehrten deutschen Rezensenten zur Ehre gereicht haben würde, ihre ungeheuchelte Freude, ihre Bewunderung aussprach. Madame Kirchnère war die Seele des Festes; hier zogen die jungen Herren Madame Kirchnère zum Tanze auf, dort umklammerte sie ganz ohne Gêne, als wäre sie ihres Gleichen, ein Trupp junger Mädchen, um sie zum Piano zu ziehen. Madame Kirchnère mußte einige Sopran-Arien singen, und da sie dieselben in der That auf das reizendste vortrug, und nicht ermangelte, einige, an ihrem großen Vorbilde wohlgekannnte, Kadenzen einzuflechten, so stieg die jugendliche Lust aufs höchste, die Akklamationen wollten nicht enden, und ich bin überzeugt, daß in diesem Kreise die schuldlosen Scherze der Mad. Kirchnère mehr für den Ruf der deutschen Schauspielkunst gethan, als es je Jffland oder dem großen Desvrient gelungen sein dürfte. Mich belustigte vor Allem die ungezwungene, freie Weise der jungen Damenwelt gegen den Usurpator ihres Geschlechts; aber auch mein Landsmann spielte seine Rolle vortrefflich, und während er einem flammenden Jüngling mit der höchsten französischen Grace die Hand zum Kusse bot, berührten seine Lippen mit ächt deutscher Gemüthlichkeit und ohne die geringste Gêne die Stirn einer seiner kleinen Bewunderinnen und streichelte ihr sanft die Wangen mit seinem hohen: „ma charmante petite enfant“ — Deutschcharakteristisch schien mir

wieder, daß der Künstler seine Rolle bis tief in die Nacht hinein durchführte, während ein Franzose, theils aus Zartgefühl, theils aus Effektberechnung, im Momente seines höchsten Triumphes ganz sicher die Maske gewechselt haben würde. Das sind so kleine Züge, in denen die Nationalität sich aber auf das schärfste ausprägt. — Den Reigen der öffentlichen Unterhaltungen für die vornehme Welt eröffnen die Bälle der Akademie royale. Hier findet sich die Elite der höheren Stände vereint, und geselliger und vermischer als irgend wo anders, denn selbst die extremsten politischen Parteien trennt hier weder eine Logenbrüstung, noch die Lehne einer Stalle. Sieht man hier eine vornehme Marquise des ancien régime, am Arm der Robe, die Reihen dahinschweben, dort einen Demokraten vom reinsten Wasser einer Bonapartistin huldigen, hier eine Republikanerin dem justemilieu zulächeln, so sollte man glauben, die politischen Leidenschaften dienten nur zur Würze geselliger Unterhaltungen, und überschritten nie das Maß des Anstandes und der chevaleresken Sitte. Der Hof Karl X. und Ludwig Philipp's beehrte diese Versammlung oft mit seiner Gegenwart; ob der der jetzigen Staatsverfassung sie besucht, weiß ich so wenig, als was die der diversen künftigen thun werden; ich weiß nur, daß Leppigkeit und Reichthum dort ungebunden ihre Schätze entfalten und weit eher auf jede denkbare Regierung influenziren, als irgend einer die Herrschaft über sich selbst einräumen werden.

Von den sinnlichen Unterhaltungen zu den geistigen übergehend, behaupten die Vormittagskonzerte des „Conservatoire“ den ersten Rang. Hier ist die Elite der musikalischen Welt vor dem ersten Orchester der Welt versammelt, das sich durch den Geist der musikalischen Auffassung nicht minder ruhmvoll auszeichnet, als durch die Meisterschaft der Exekution. Eine Symphonie von Beethoven hier aufgeführt zu hören, das zählt zu den erhabensten und seltensten Genüssen, die die Tonkunst zu bieten vermag. Hier wirkt sie nicht nur begeisternd auf das ästhetische Gefühl, sondern entflammt es zur Andacht, zur religiösen Erhebung.

Zunächst an das Conservatorium reiht sich die Akademie royale, die berühmte große französische Oper. In ihren Hallen herrscht nur das Reich der Vokal- und Instrumentaltöne mit der Adoptivschwester der Oper, dem Ballet. — Etwas Unwürdiges setzt nicht leicht den Fuß über diese Schwelle, aber alles, was zum Eintritt gelangt, wird auch auf eine so künstlerische, und wo die Gelegenheit sich bietet, auf eine so pomphafte Art in Scene gesetzt, daß, bei wirklichem Gehalte des Werkes, dessen Ankündigung schon einem Triumphe gleicht. Außer den Meyerbeer'schen Opern muß man hier die „Stumme“ oder den „Tell“ gesehen haben, um sich die äußerste Täu-

schung vorstellen zu können, die die scenische Kunst zu erreichen vermag. Es gibt Prachtvolleres, Glänzenderes, Effektreicheres als den Nuitli im Tell; — etwas Naturwahreres und dadurch Hinreißenderes kann es nicht geben. Mit den Wirkungen der Bühne ziemlich vertraut, war es mir doch unmöglich, trotz eines scharfen Glases, die Abgränzungen des Horizontes zu unterscheiden, und als ich andern Tags das in kleine Stücke zerlegte Podium, die ausgehobenen Couliissen, kurz, diese bis dahin nicht geahnete Maschinerie des Theaters sah, da wußte ich nicht, ob ich mehr über die erzeugte Wirkung, oder die dazu getroffenen Vorkehrungen staunen sollte. Mit Recht betrachtet Frankreich seine große Oper, obgleich eine Privatunternehmung, als Nationalinstitut und einen seiner schönsten Kunstschätze; deshalb war auch nie eine politische oder soziale Lage so drückend, sei es unter dem Kaiserreich, der Restauration, dem Bürgerkönig oder der Republik, daß die Nation ihre wahrhaft kolossale Unterstützung nicht stets auf das Freigebigste und Loyalste votirt hätte. Was dem Urtheil dieses Theaters genügt, sei es in Komposition, Ton- oder Gesangkunst, das hat die Weihe der Trefflichkeit errungen, und steht hoch über der alltäglichen Kritik. Daher auch das kolossale Gelächter der Pariser, als sie die spaßhafte Nachricht erhielten, die Hamburger hätten Duprez ausgepiffen; man zeichnete Karrikaturen, in denen die dortige Theaterdirektion einen Löwen vorführte mit der Empfehlung: la plus grosse voix du théâtre: jardin des plantes à Paris; auf einer andern überreichte ein Sänger einem hamburger Rezensenten trillernd eine Banknote, die dieser mit den Worten ergreift: ah! quant à ces notes, je' m'y connais; elles sont délicieuses; kurz, seit jener Zeit gilt Hamburg den pariser Dilettanten als das musikalische Bbottien Deutschlands, was ich doch ziemlich hart finde, wenn ich selbst es auch nie für unser Athen erkannt.

Von der Akademie royale geht die Gesellschaft zu der Opera comique und von da zu den rezitirenden Theatern über, wovon ich mir eine weitere Erwähnung vorbehalte.

Die Gallerien und Antikensäle des Louvre werden von Einheimischen nur wenig besucht; dagegen gehört es zum Ton, die Salons der Ausstellungen zu frequentiren, die jedoch nur ein temporäres Interesse gewähren.

Besucher hingegen, wiewohl nur ein Mal im Jahre, sind die berühmten Karnevalsfahrten des „Longchamp“, an denen im bunten Gemisch die höchste Gesellschaft von Paris wie die niedrigsten Stände gleichen Antheil nehmen; doch waltet hierbei ein Gefühl der Schicklichkeit ob, das die Karrikaturen der jungen Studirenden oder der Arbeiterklasse

nicht störend zwischen den prachtvollen Zug der elegantesten Equipagen sich drängen läßt. Die neuesten, schönsten und geschmackvollsten Kutschen, auf das Glänzendste bespannt, wetteifern hier mit den eleganten Toiletten und herrlichen Masken ihrer Inhaber; so zieht der unabsehbare Zug die Boulevards hinunter bis zum Bois de Boulogne und wieder zurück; den Schluß bilden gewöhnlich die stärkeren und humoristischeren Gruppen der Studirenden, der Grisetten und der jungen Arbeiter, die sich ihm in heiterer, oft ungebundener Laune anschließen, doch bei dieser Gelegenheit nur selten das öffentliche Sittlichkeitsgefühl durch ihren Aufzug verletzen, und zu unruhigen Auftritten fast nie Veranlassung geben. Hier zeigt es sich am Deutlichsten, wie die vornehmste Gesellschaft sich mit der letzten Klasse des Volkes auf eine Stufe stellen und doch, ohne zu verletzen, den Vorrang behaupten kann, zu dem Bevorzugung der Bildung und des Glückes sie berechtigt. Der Longchamp ist eines der schönsten und belustigendsten öffentlichen Feste in Paris.

Liebe und Glück.

Täglich fast hören wir
Von Liebe und Glück,
Doch was bleibt uns hier
Von beiden zurück? —

Ist es eig'ne Schuld,
Daß sie verweh'n,
Fehlt uns der Götter Huld,
Fehlt das Versteh'n?

Oder muß es sein,
Daß sie zerschellen
In unser's Herzens Schrein,
So wie die Wellen?

Ach wo liegt der Grund
Zu all dieser Qual?
Befiehlt dieß Gottes Mund,
Ist's eigene Wahl? —

Liebe und Glück
Stammen von Oben!
Und hat der Blick
Sich zu hoch erhoben:

So weis't die Natur
Die irdischen Schranken;
Die göttliche Spur
Lebt nur im Gedanken!

Denwill.

Miszellen.

George Sand ist im Begriffe, ihre Memoiren zu veröffentlichen; die Sache unterliegt keinem Zweifel und die Großmeister des Buchhandels machen sich bereits das Manuscript einander streitig. Dessenungeachtet beobachten die Journale und Journalisten, mit Ausnahme eines einzigen, ein unverbrüchliches Schweigen über dieses literarische Ereigniß. Weshalb? Wir könnten es leicht sagen; aber der Augenblick ist noch nicht gekommen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften und bei dieser Gelegenheit eine der größten Kleinlichkeiten des Feuilletons an den Pranger zu stellen. Die „Histoire de ma vie“ die „Confessions“ von George Sand erinnern natürlich an das Buch von Jean-Jacques (Rousseau); ist George Sand nicht ein weiblicher Jean-Jacques, wenigstens so ziemlich? Beide sind einander, in einem Abstände von hundert Jahren, in denselben Geschicken begegnet, beide sind Kinder der Natur, die den alten Menschen abgestreift, um im Angesicht Gottes, den Eingebungen ihres Genius, ihres Herzens zu leben. Die „Histoire de ma vie“ führt auch noch auf einem andern Wege zu den „Confessions“ (von Rousseau); man hat nämlich gefunden, daß Jean-Jacques mit George Sand's Großmutter von väterlicher Seite in sehr vertraulicher Verbindung stand. Was wird das Loos dieser Mémoires d'outre tombe sein, welche George Sand bei ihren Lebzeiten veröffentlicht? Jedenfalls ein ungemeiner Erfolg, zunächst durch die Neugierde herbeigeführt, und dann wird das Buch durch seinen Inhalt anziehen, denn die Selbstbiographie einer emancipirten Dame, wie George Sand, muß höchst anziehend und belehrend sein, und derjenige Theil des schönen Geschlechts, welcher emancipationslustig ist, dürfte durch eine solche Lectüre die alten guten Sitten wieder lieb gewinnen und die verlockenden Phrasen einer Louise Aston und ähnlicher Heroinen hohl und verderblich finden.

(Die Malteserinnen.) Aus einem Briefe, datirt Malta 8. September 1849, ersehen wir, daß man auf dieser berühmten Insel während geraumer Zeit in der Civilisation wenige oder gar keine Fortschritte gemacht hat. „Ich bin versichert,“ sagt der Schreiber desselben unter andern, „daß das Wort Fortschritt gar nicht in dem maltesischen Dialekt vorkommt. So kleidet man sich noch gerade so, wie man vor dreihundert Jahren es gethan, das heißt die Frauen tragen einen weiten Rock von schwarzer Seide oder Sersche, und ihr Kopfpuz besteht aus einem Trauerschleier, der bis zu den Knien reicht, ihre Taille umhüllt und ganz so aussieht, als hätten sie ihre Schürze um den Kopf geworfen, um sich vor einem Regenguß zu

schützen, die sie aber durch Ziehen an einem Ende derselben in Unordnung gebracht. In der That die eine Seite dieses Trauerschleiers reicht sehr tief herab, während die andere nicht einmal auf die Schultern geht.“ — Nachdem hierauf der Verfasser einige flüchtige Bemerkungen über die Vernachlässigung der Bodencultur und des Handels eingeschaltet, fährt er also fort: „Nichts ist geistloser, als der Blick des Maltesers; betrachtet man das runde, obgleich magere Gesicht, die kleinen und schwarzen, aber undurchsichtigen Augen, die platte Nase, die niedere Stirn, den schmalen Körper ohne Kraft und Eleganz, so sieht man ein, wie solche Naturen der Ansteckung der brittischen Civilisation zu widerstehen vermocht haben.

Aber schlechter als alles Uebrige in Malta sind die Sitten der Eingeborenen. Die Prostitution ist der gewöhnliche Weg, auf welchem meistens die jungen Mädchen, arme oder reiche, von hoher oder niedriger Herkunft, beginnen.

Obwohl die Sitten der Frauen wenig von denen der Mädchen verschieden sind, so sind doch die Männer bei Weitem nicht so nachsichtig, wie die Oheime und Väter. Auch herrscht wohl nirgend mehr Aufregung und Unruhe, als in dem Innern einer Familie der niedrigen Klasse in Malta. Die Frauen, welche so heftig sind wie die Männer, stoßen bei dem geringsten Anlaß ein Geheul aus, reißen ihrem Gegner die Haare aus, beißen ihn und betragen sich wie wahre Megären. Der Mann, weniger lärmend und tobend, aber desto mehr zu fürchten, prügelt seine Frau fast zu Tode, oder er schlägt ihr gar ein Auge aus oder beißt ihr mit einem einzigen Biß die Nase ab, und hofft dadurch zugleich seine Rache zu befriedigen und die Frau tugendhaft zu machen, indem er ihr Gesicht entstellt und sie häßlich macht. Ich habe selbst ein sonderbares Beispiel derartiger Rache gesehen. Der rachsüchtige Ehemann hatte allen Grund sich zu freuen, denn sein Vorhaben ward mit dem vollkommensten Erfolge gekrönt, und es ist wohl nicht sehr wahrscheinlich, daß seine Frau ferner noch Anbeter gehabt.“

— Lola Montez ist im Begriff, ihre Memoiren zu veröffentlichen. Es ist dies keineswegs eine Geldspeculation und noch weniger ein Skandal, was die Heroine so vieler Romane beabsichtigt. Ihre Vermögensumstände überheben sie eines solchen Verdachtes; der Zweck, welchen Lola Montez dabei im Auge hat, ist, bezüglich so vieler ihr untergeschobener oder durch den bösen Keimund verdrehter Handlungen, die reine Wahrheit herzustellen.